

Insel

Elizabeth
von Arnim
Christine

Roman

Elizabeth von Arnim wurde am 31. August 1866 in Sydney geboren und starb am 9. Februar 1941 in Charleston/South Carolina.

Berlin, Sommer 1914: Die begabte junge Engländerin Christine ist für ein Jahr zur Ausbildung bei einem berühmten Geigenvirtuosen. In Briefen berichtet sie ihrer Mutter von ihren beruflichen Fortschritten, privaten Freuden und Kümernissen, aber auch von ihren ernüchternden Begegnungen mit Deutschen. Mißtrauen, Arroganz und nationalistische Vorurteile schlagen ihr allenthalben entgegen; wenig ist zu spüren vom Geist eines Bach, Mozart oder Beethoven. Nach den Schüssen von Sarajevo verwandelt sich die Hauptstadt über Nacht in einen Hexenkessel hemmungsloser Kriegsbegeisterung. Für Christine wird der Aufenthalt in Berlin zum Alptraum.

Die im Grunde unpolitische junge Frau schildert die Atmosphäre unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs so plastisch und facettenreich, daß aus einem Künstlerroman ein zeitgeschichtliches Dokument wird.

Der verfilmte Roman »Verzauberter April« sowie Elizabeth von Arnims Romane »Elizabeth und ihr Garten«, »Elizabeth auf Rügen«, »Alle meine Hunde«, »Einsamer Sommer«, »Liebe«, »Die Reisegesellschaft«, »Jasminhof«, »Vater«, »Vera«, »Sallys Glück«, »April, May und June«, »Priscilla auf Reisen«, »Ein Chalet in den Bergen«, »In ein fernes Land« sowie »Verlobung in Luzern« zählen zu den Bestsellern des Insel Verlags. In der Bibliothek Suhrkamp ist erschienen: »Der Garten der Kindheit«.

insel taschenbuch 2211
Elizabeth von Arnim
Christine



Elizabeth von Arnim

Christine

Roman

Aus dem Englischen

von Angelika Beck

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1998

insel taschenbuch 2211

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1998

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33911-3

Christine

Meine Tochter Christine, die mir diese Briefe schrieb, starb am Morgen des 8. August 1914 in einem Stuttgarter Krankenhaus an offener doppelseitiger Lungenentzündung. Fast drei Jahre lang habe ich diese Briefe für mich behalten, weil sie durch die Liebe, die in sie eingegangen ist, zu etwas Heiligem wurden in einer Zeit, da jeder von uns alles, was er an Gutem besaß, wie einen Schatz hütete; aber auch, weil sie mir, die ich die Deutschen nicht kannte und die, wie die meisten Leute in England, lange Zeit keine Bitterkeit gegenüber ihnen hegte und ihre Fehler bereitwillig erklärte und entschuldigte, in ihren Urteilen zu überzogen und pauschal erschienen. Jetzt, nachdem einige Jahre vergangen sind, in denen sich von seiten Deutschlands Handlungen häuften, für die es nur eine Erklärung und kaum eine Entschuldigung gibt, meine ich, daß diese Briefe, die ein Stimmungsbild von der deutschen Öffentlichkeit unmittelbar vor dem Kriege geben und von einer Person geschrieben wurden, die voller Begeisterung und mit einer durch und durch positiven Einstellung nach Berlin fuhr, einen wertvollen Beitrag leisten können, einen kleinen Teilbereich in dem großen Mosaik von Deutschland zusammenzufügen, das wir uns in Zukunft klar und ungeschminkt vor Augen halten müssen, wenn die Welt gerettet werden soll.

Ich veröffentliche die Briefe in der Reihenfolge, in der ich sie erhielt, und lasse nichts dabei aus. Heutzutage gehören wir keinen kleinen Zirkeln mehr an, keinen Grüppchen mit begrenzter Mitgliederzahl. Unsere Ge-

heimnisse und privaten Schätze sind uns entrissen worden. Wir sind eine große Familie. Wir teilen unser Leid; und alles, was es an Liebe und Glück gibt, selbst die winzigste Äußerung solcher Empfindungen, sollten wir ebenfalls teilen. Aus diesem Grunde lasse ich in den Briefen nichts weg.

Der Krieg tötete Christine, genauso unerbittlich, als ob sie ein Soldat in den Schützengräben gewesen wäre. Ich will gar nicht von ihrem großen Talent reden, das außergewöhnlich war. Auch das ist der Welt verlorengegangen, zerschlagen und vergeudet vom Krieg.

Ich habe sie nicht mehr wiedergesehen. In einem Telegramm teilte man mir mit, daß sie tot sei. Ich versuchte, nach Stuttgart zu fahren, wurde aber an der Grenze zurückgewiesen. Die letzten beiden Briefe, der aus Halle und jener aus Würzburg, erreichten mich erst, nachdem ich bereits die Nachricht von ihrem Tod erhalten hatte.

London, im Mai 1917.

Alice Cholmondeley.

Anmerkung des Verlegers: Der Verleger hielt es für besser, einige Namen auf den folgenden Seiten zu ändern.

*Lützowstraße 49, Berlin
Donnerstag, 28. Mai 1914*

Mein liebstes Mütterlein, hier bin ich außer Gefahr, und bevor ich meine Koffer auspacke oder sonst etwas unternehme, sende ich Dir schnell einen lieben Gruß. Am Bahnhof habe ich ein Telegramm aufgegeben, damit Du weißt, daß mich unterwegs niemand gefressen hat, wie Du zu fürchten schienst. Es ist herrlich, hier zu sein, ganz allein, als wäre ich ein junger Mann, der den ersten Schritt ins Berufsleben tut. Mir ist ganz feierlich zumute, es ist ein so großes neues Abenteuer. Kloster kann mich erst am Sonnabend empfangen, aber sobald ich ein Bad genommen und ein wenig aufgeräumt habe, hole ich meine Geige heraus und sehe, ob ich zwischen London und Berlin das Spielen verlernt habe. Wenn ich nur sicher sein könnte, daß Du Dir nicht allzusehr verlassen vorkommst! Liebe Mutter, es wird ja nur ein Jahr dauern oder sogar noch weniger, wenn ich furchtbar hart arbeite und wirklich Fortschritte mache, und ist es dann erst einmal vorbei, bedeutet ein Jahr doch gar nichts. Oh, ich weiß, Du wirst mir im nächsten Brief schreiben, daß es Dir überhaupt nichts ausmacht, ja, sogar gefällt, aber Deine Chris hat schließlich nicht umsonst ihr ganzes Leben bei Dir verbracht; sie kennt Dich mittlerweile recht gut; zumindest so viel von Deinem geheiligten Selbst, wie Du ihr zeigen magst. Natürlich weiß ich, daß Du tapfer sein wirst und all das, aber man kann sehr unglücklich sein, wäh-

rend man tapfer ist, und nebenbei bemerkt, ist man nur dann tapfer, wenn man leidet. Das Schlimmste daran ist, daß wir so arm sind, sonst hättest Du mit mir kommen können, und wir hätten ein Haus gemietet und uns für mein Lehrjahr häuslich eingerichtet. Nun ja, wir werden nicht ewig arm bleiben. Ich werde Dir Sohn und Mann und alles sein, was liebt und treu ist, und ich werde unseren Lebensunterhalt verdienen und immer für Dich sorgen. Bisher hast Du für mich gesorgt, jetzt bin ich an der Reihe. Glaubst Du etwa, ich sei umsonst ein solches Riesenweib von zweiundzwanzig Jahren und einem Meter fünfundsiebzig mit dieser glücklichen Begabung zum Geistespielen? Nur gut, daß es jetzt Sommer ist, oder bald sein wird, und Du in Deinem Garten vor Dich hin werkeln kannst, weiß ich doch, daß Du Dich dort am wohlsten fühlst; und bis zum Winter wirst Du Dich daran gewöhnt haben, daß ich nicht bei Dir bin. Außerdem können wir uns dann ja auf den Frühling freuen: Im Frühling bin ich mit meiner Ausbildung fertig und komme heim. Dann fange ich an, Konzerte zu geben und Geld zu verdienen. Wir werden das kleine Haus haben, von dem wir in London immer träumten, dazu noch unser Cottage, und wir werden fortan glücklich sein. Eigentlich hat das Schicksal es doch schön gefügt, daß wir auf dieser Welt außer uns beiden niemanden haben, weil so jeder von uns die ganze Liebe des anderen bekommt. Sonst würde sie sich auf ein Dutzend Ehemänner und Brüder und andere Leute verteilen. Aber ich wünschte mir doch, daß der liebe Dad noch am Leben und bei Dir wäre.

Diese Pension ist die Dachgeschoßwohnung eines vierstöckigen Hauses, und es gibt keinen Aufzug, so daß ich

völlig außer Atem oben ankam, zumal ich nach meiner im Sitzen verbrachten Nacht im Zugabteil ganz zerschlagen und kaputt war. Nachdem ich geläutet hatte, kam Frau Berg persönlich zur Tür und öffnete, und als sie mich da stehen sah, warf sie zwei riesige Hände in die Höh' und rief aus: »*Herr Gott!*«

»*Nicht wahr?*« pflichtete ich ihr bei, denn mir war klar, daß ich fürchterlich aussah.

Und während ich so dastand und meinen Geigenkasten, den Schirm und eine Papiertüte mit Ingwerbiskuits festhielt, die mir die stillen Stunden der Nacht etwas versüßt hatten, sagte Frau Berg, sie habe nicht gewußt, wann genau mit mir zu rechnen sei, weshalb sie beschlossen hätte, mich überhaupt nicht zu erwarten, denn sie habe die Beobachtung gemacht, daß Dinge, mit denen man nicht rechnet, zu einem kommen, und die Dinge, die man erwartet, nicht eintreten; zudem sei sie eine fleißige Frau, und fleißige Frauen vertun ihre Zeit nicht mit Warten; und dann sagte sie: »*Kommen Sie herein.*«

»*Seien Sie willkommen, mein Fräulein*«, fuhr sie, als ich die Türschwelle überschritten hatte, mit einer etwas rauhen Herzlichkeit fort und streckte mir dabei ihre beiden Hände zum unübersehbaren Gruß entgegen; und da ich selbst keine Hand frei hatte, ergriff sie das, was sie zu fassen kriegte, und das war die Tüte mit den Biskuits, und die riß entzwei.

»*Herr Gott!*« rief Frau Berg aufs neue, als sie über den Parkettboden des Flurs kullerten, »*Herr Gott, die schönen Kakes (sic)!*« Und sie bückte sich nach ihnen; also legte ich meine Siebensachen auf einen Stuhl und bückte mich ebenfalls danach, und ob Du's glaubst oder nicht,

die Biskuits kamen aus den Ecken eindeutig sauberer heraus, als sie zuvor waren. Denn nicht die Biskuits reinigten den Fußboden, wie es in London der Fall gewesen wäre, sondern der Fußboden die Biskuits; was die Sauberkeit dieser Unterkunft angeht, kannst Du somit unbesorgt sein.

Gut, daß ich in meiner Jugend Deutsch gelernt habe, denn auch wenn es jetzt so eingerostet ist, daß ich nur Dinge wie ›*Nicht wahr*‹ sagen kann, verstehe ich doch alles, und bin sicher, daß ich mindestens eine Woche lang recht gut mit den paar Brocken zurechtkommen werde, die mir irgendwie im Gedächtnis kleben. Eingefallen ist mir wieder:

Nicht wahr.
Wundervoll.
Natürlich.
Herrlich.
Ich gratuliere, und
Doch.

Bis auf *doch* haftet keiner dieser Wendungen auch nur der leiseste Anhauch von Streitlust oder Schärfe oder sonst ein Beigeschmack an, mit dem sich eine Fremde bei den Einheimischen unbeliebt machen könnte.

Mein Schlafzimmer wirkt sehr reinlich, ist geräumig und behaglich, und ich werde bestimmt sehr gut darin arbeiten können. Ich kann Dir gar nicht schildern, wie aufregend es für mich ist, endlich hier zu sein und bei dem großen Kloster zu studieren! Du liebe, gute Mutter, die Du Dich so sehr einschränkst, Dir alles vom Munde absparst,

um mir diese Chance zu ermöglichen! Wie werde ich arbeiten, und arbeiten, und noch mal arbeiten! Und in einem Jahr – nein, nicht ein Jahr, sagen wir lieber: in ein paar Monaten – werde ich für immer zu Dir zurückkommen und meine Gaben mitbringen. Oh, ich hoffe, es *wird* Gaben geben – große, schöne Gaben, die ich Dir zu Füßen legen kann! Ich will jetzt runterlaufen und diesen Brief einwerfen. Ein paar Meter weiter auf der Straße habe ich einen Briefkasten entdeckt. Und danach nehme ich ein Bad und lege mich ein paar Stunden ins Bett, denke ich. Es ist ja erst neun Uhr morgens, so daß ich heute noch viele Stunden vor mir habe und am Nachmittag üben und Dir am Abend noch einmal schreiben kann. Adieu also für ein paar Stunden, liebste Mutter.

Deine glückliche Chris.

28. Mai, abends.

Hier ist es sehr komisch, aber recht behaglich. Um meine Bequemlichkeit brauchst Du Dir keine Gedanken zu machen, liebe Mama. Es gibt eine Menge zu essen, und wenn ich auch nicht ›in der Wolle‹ sitze, so doch zweifelsohne in Federn – Du solltest das riesige dunkelrote Satinplumeau auf meinem Bett sehen! Da Du ja selbst in Deutschland warst, um den armen Dad in all jenen *Kurorten* wieder auf die Beine zu bekommen, kannst Du Dir gewiß vorstellen, wie sonderbar mein Schlafzimmer aussieht, nämlich wie ein ehrwürdiges, düsteres Wohnzimmer, in das jemand aus einem plötzlichen Einfall heraus ein Bett gestellt hat. Es ist ein hohes Zimmer: hoch, was die Decke betrifft, die in den Ecken mit blauen Wolken und rosa Engeln – unverkennbar deutschen – bemalt ist, hoch sind

auch die Türen, deren es drei gibt, und die beiden Fenster. Die Fenster haben lange dunkle Vorhänge aus Rips oder irgendeinem Wollstoff und lange kaffeebraune Tüllvorhänge; in der einen Ecke steht ein großer grüner Kachelofen; die Tapete ist dunkelbraun mit goldfarbenem Blumenmuster, und von einer farbigen Stuckrosette in der Deckenmitte hängt ein kunstvoll gedrechselter und vergoldeter Kronleuchter herab, der aber kein Licht gibt – Wanda, das Mädchen für alles, bringt mir eine Petroleumlampe mit einem grünen Glasschirm, wenn es dämmerig wird. Ich habe ein sehr kurzes Bett mit einer dunkelroten Satindecke, in die rundherum mein Bettlaken eingeknüpft ist, und einem Kopfkissen, das sich durch einen Keil unter der Matratze so hoch auftürmt, daß ich in fast sitzender Stellung schlafen werde, und dann als krönenden Abschluß das Plumeau, das dafür sorgen wird, daß ich nicht abhebe, wenn ich einen Alptraum habe. In einer Ecke steht ein klitzekleiner Waschtisch, bei dem man noch mehr als bei dem Bett das Gefühl hat, er sei erst nachträglich reingestellt worden, und an die Wand dahinter ist über einen Teil der Tapete, die ich womöglich am Sonntagmorgen bespritzen könnte, wenn ich mich richtig waschen sollte, ein Streifen graues Leinen geheftet mit dem in blauer Wolle darauf gestickten Spruch:

*Eigener Herd
Ist Goldes Werth*

Wenn man die Zeilen im richtigen Geiste liest, reimen sie sich, sonst nicht. Ich liebe das Sentimentale, Du nicht auch? Und augenblicklich besonders, in einem fremden Land und in einem Zimmer wie diesem. Deswegen bin ich

ja auch hier und dafür will ich arbeiten: für einen *eigenen Herd*, an dem Du und ich uns gegenüber sitzen und uns unsere glücklichen Zehen an unserem eigenen Ofengitter wärmen können. Ach, es wird herrlich sein, wenn wir wieder zusammen in unseren eigenen vier Wänden sind! Wo wir uns einschließen, die Welt aussperren und einfach sagen können: »Na, bitte!«

Über dem Spruch vom eigenen Herd hängt an einem Nagel ein Spiegel, so hoch, daß ich nur meine Augenbrauen darin sehen könnte, wenn er nicht in mir ein passendes Pendant gefunden hätte. Aber so, wie ich beschaffen bin, sehe ich mich bis zum Kinn darin. Was darunter vorgeht, werde ich nie wissen, solange ich in der Lützowstraße wohne. Draußen, sehr tief unten, denn das Haus hat durchgängig hohe Räume und ich wohne im obersten Stockwerk, fahren nahezu unentwegt bimmelnde Trambahnen durch die Straßen. Sie klingen viel aggressiver als die Trambahnen, die ich bisher gehört habe, oder es liegt daran, daß meine Ohren noch so müde von heute nacht sind. Es gibt zwar Doppelfenster, die den Lärm aussperren werden, während ich übe – und ihn auch einsperren. Ich möchte täglich acht Stunden üben, wenn Kloster es zuläßt – zwölf, wenn es sein muß, deshalb habe ich beschlossen, Dir nur sonntags zu schreiben; denn wenn ich mir nicht eine solch strenge Regel auferlege, werde ich Dir jeden Tag schreiben, und was würde dann aus den acht Stunden? Ich will morgen damit anfangen und mich so gut wie möglich auf den großen Mann am Samstag vorbereiten. Obwohl ich weiß, daß ich irgendwie von irgendwoher so etwas wie Talent zum Geigespielen mitbekommen habe, bin ich fürchterlich nervös und

voller Angst – es hängt schließlich viel davon ab. Weiß der Himmel, woher *dieses* Stückchen Glück kommt, da Du ja bisher kein besonderes Talent für irgendein Instrument entwickelt hast, aber immerhin bist Du die perfekte Zuhörerin, oder nicht? Und der arme Dad zog es immer entschieden vor, in einem Zimmer zu sein, wo keine Musik zu hören war. Weißt Du noch, wie er zu sagen pflegte, er könne sich nicht vorstellen, aus welchem Ende der Geige die Geräusche kämen, und er wünschte, es kämen überhaupt keine heraus, egal ob aus dem vorderen oder dem hinteren? Aber welch eine Gnade, welch echte Gnade und Lösung unserer Schwierigkeiten, daß ich diese eine Gabe mitbekommen habe, damit ich vielleicht wirklich etwas Gutes daraus machen kann. Und dafür danke ich Gott auf den Knien.

Es gibt hier noch vier weitere Pensionsgäste, drei deutsche, zwei Frauen und ein Mann, sowie eine Schwedin; und fünf Leute von außerhalb kommen täglich zum Mittagessen, allesamt Deutsche, vier davon Männer. Sie haben für ihre Mahlzeiten sogenannte *Abonnementskarten*, die einen Monat gelten. Frau Berg führt einen offenen Mittagstisch – das steht auf einer Tafel am Geländer zur Straße – und berechnet eine Mark und 25 Pfennige für eine Mahlzeit, wenn man für einen Monat bucht, und eine Mark fünfzig, wenn man sie einzeln bezahlt. Also nimmt jeder für einen ganzen Monat. Ich glaube, das wird ein ziemlicher Spaß. Heute wurde ich feierlich bei den Tischgenossen eingeführt, zuerst stellte mich Frau Berg allen zusammen vor als *unser junger englischer Gast*, Mees – nein, ich kriege nicht zu Papier, was sie aus Cholmondeley machte, aber irgendwann werde ich es Dir buchstabie-

ren; und es ist ja auch wirklich hart für sie, daß ihr einziger englischer Gast, der doch ohne weiteres Evans oder Dobbs oder so ähnlich hätte heißen können, einen Namen trägt, der ellenlang aussieht, aber ausgesprochen wird, als sei er ganz kurz – und dann wurde mir jeder einzelne namentlich vorgestellt. Alle verbeugten sich formvollendet und steif. Ein paar von ihnen sind Studenten, wie ich aus ihren Reden entnahm, einige sind hier, glaube ich, weil sie kein Zuhause haben – Strandgut des Lebens; einige sind Angestellte, die von ihren Büros in der Nähe zum Essen kommen; und der Älteste, der auch die meiste Ehrerbietung genießt, ist ein Doktor Sowieso. Vermutlich verschlug es ihnen die Sprache, weil ich Ausländerin bin, denn sie waren sehr schweigsam und förmlich, aber sie werden sich wohl recht schnell an mich gewöhnen. Hast Du mich nicht einmal getadelt, weil sich jedermann viel zu schnell an mich gewöhne? Da ich der Neuankömmling bin, ist mein Platz am Ende des Tisches im Dunkeln neben der Tür. Als ich meine Blicke die Tafel entlang ins Licht wandern ließ, war ich beeindruckt, mit welcher Konzentration und Ernsthaftigkeit, mit welcher Sorgfalt und welchem Geschick sich die in zwei Reihen sitzenden Gäste mit der Bratensauce und ähnlich flüchtigem, beweglichem Zeug, das man nicht ohne Kampf zu fassen kriegt, zu schaffen machten. Na, wenn es mir gelingt, mich auch nur halb so geschickt und geduldig auf meine Geigerei zu verlegen, werde ich in sechs Monaten wieder zu Hause sein!

Ich bin ganz schläfrig, ich muß aufhören und zu Bett gehen. Heute vormittag habe ich tatsächlich etwas geschlafen, ein oder zwei Stunden; für einen längeren

Schlaf war ich viel zu aufgewühlt, glaube ich, von meiner Ankunft hier. Jetzt fallen mir die Augen zu, obwohl ich gar nicht aufhören mag, denn ich werde Dir erst am Sonntag wieder schreiben, und bis dahin sind es noch zwei volle Tage, und Du weißt ja, allerliebste Mutter, nur wenn ich mich mit Dir brieflich unterhalten kann, fühle ich mich Dir nahe. Aber es fallen mir jetzt die Augen zu, deshalb gute Nacht und Lebewohl bis Sonntag, mein Schatz. Von Herzen alles Liebe

Deine Chris

Um acht Uhr essen wir zu Abend; heute gab es kalte Heringe mit Bratkartoffeln und Tee. Glaubst Du wirklich, daß ich nach einem solchen Abendessen von jemandem wie Dir träumen kann?

Sonntag, den 31. Mai 1914

Liebste Mutter, mindestens sechsmal täglich verging ich fast danach, Dir zu schreiben, seit ich vorgestern meinen Brief an Dich einwarf, aber Regeln sind schließlich Regeln, besonders, wenn man sie selbst aufstellt, weil dann ja die armen kleinen Dinger so furchtbar hilflos sind und geschützt werden müssen. Ich hätte nicht mehr in den Spiegel schauen können, wenn ich meine selbst auferlegte Regel gebrochen hätte, aber ich habe die ganze Zeit an Dich gedacht und Dich lieb gehabt – oh, so sehr!

Also, ich bin *sehr* glücklich. Das will ich Dir gleich als erstes schreiben, damit Du beruhigt bist. Ich habe Kloster besucht und ihm vorgespielt, und er war furchtbar nett